

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Das stille Haus.

Roman von B. Kabel. (Fortsetzung.)

Während der Schriftsteller im Vorgarten langsam auf und ab schritt, schaute sich der Wollshund die neue Umgebung erst einmal gründlich an. Mit hängender Nase beschmüßte er jeden Stein, jeden Strauch, jagte auch einmal hinter einer Kiste her, die aus einem der Kellerfenster herausgeschlüpfte, schien sich aber im übrigen bei seinem Pflegerherrs ganz behaglich zu fühlen.

Matra begab sich dann auf den Hof des Grundstückes, der ziemlich geräumig war und mit den vier alten Linden, die schon dicke Blätterknospen zeigten, recht freundlich wirkte. Hektor folgte ihm getreulich und setzte seine Terrainbesichtigung eifrig fort.

Als der Schriftsteller nach einer guten halben Stunde den Morgenspaziergang für genügend hielt und in sein Zimmer zurückkehren wollte, war der Hund jedoch nicht von einem der niedrigen, vergitterten Kellerfenster fortzubringen, die an der Rückseite des Hauses neben dem vorspringenden Küchenanbau lagen. So sehr Matra auch rief und schließlich schalt, Hektor blieb hartnäckig mit gesenktem Kopf vor der Kelleröffnung stehen und schnupperte hörbar zwischen den Gitterstäben herum, wobei er von Zeit zu Zeit ein leises Winseln ausstieß und dann regelmäßig seine Augen Augen mit sonderbarem Ausdruck auf den Schriftsteller richtete. Diesem blieb endlich nichts anderes übrig, als den Hund am Halsband mit fortzuziehen. — „Sicher sitzt im Keller noch eine Kiste“, dachte Matra, „der Hektor gern den Garau machen möchte.“ Nur so glaubte er sich das merkwürdige Benehmen des Hundes erklären zu können.

Gegen zehn Uhr fand sich dann der Tapezierer ein, den Bidler sich bestellt hatte. Für Matra ergab sich jetzt eine gute Gelegenheit, sich einmal am Tage in den Räumen seines neuen Flurnachbarn umzusehen. Er bemerkte jedoch nichts Besonderes. —

Bidler hatte nur drei Zimmer ausmöbliert, das vierte fand völlig leer. Die Einrichtung war alt und zusammengewürfelt. Kein einziges Stück paßte zum anderen. Selbst die Stühle waren nach Form und Holzart verschieden. Bilder waren spärlich vorhanden; und der Tapezierer befestigte sie nach Gucklücken an den Wänden, wie er sich denn auch mit den billigen Gardinen und Vorhängen nicht allzuviel Kopfzerbrechen machte.

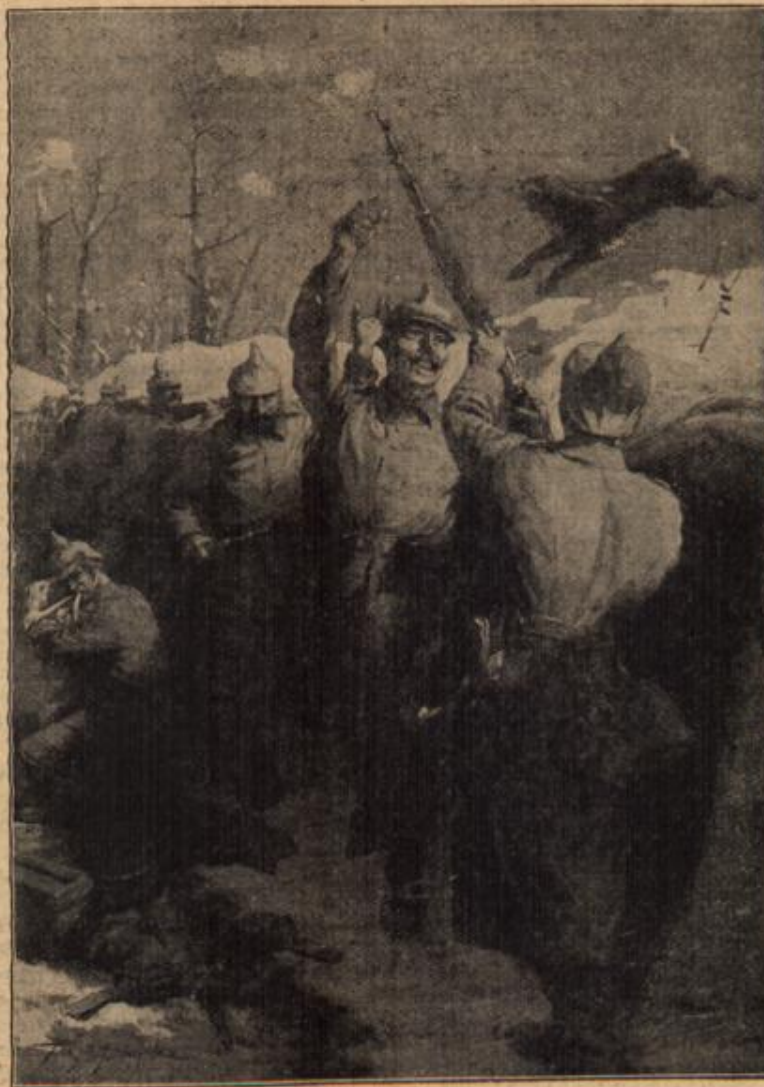
Kurz bevor Matra sich gegen ein Uhr in sein Stammlokal zum Mittagessen begeben wollte, erhielt er von Vornemann einen Rohpostbrief, in dem der Millionär ihn im Namen seiner Schwiegereltern zu einem einfachen Abendbrot nach Wannsee einlud.

Als der Schriftsteller gegen drei Uhr nach Erledigung seines bescheidenen Essens nach seiner Wohnung zurückkehrte, wurde er an der Ecke der Philippstraße von einem in einem niedrigen Malerkittel gekleideten Menschen angesprochen, den er schon am Vormittag bemerkt hatte, da der Mann an dem Holzzaun gegenüber dem Heiderichschen Hause mit den Vorarbeiten für ein großes Reklameschild beschäftigt gewesen war. — Der Maler zog seinen schabigen Filzhut und sagte dabei leise:

„Hier — nehmen Sie schnell, Herr Matra.“ Dabei schob er ihm gewandt einen zusammengefalteten Zettel in die Hand.

Sofort nachher verbrennen“, flüsterte er noch und schlenderte gemächlich weiter.

Bert Matra besah genau Geistesgegenwart, dem Beispiel des Detektivs, den er erst im letzten Augenblick erkannt hatte, zu folgen und ruhig, als sei nichts geschehen, seinen Weg fortzusetzen. — Daheim angelangt, nahm er sofort an seinem Schreibtisch Platz und entfaltete den Zettel dicht an seinem Körper, so daß ein heimlicher Beobachter, der durch die Augen des Gemäldes gelugt haben



Der Überläufer. Nach einer Zeichnung von Fritz Gehre.

würde, nicht sehen konnte, was er trieb. Wie angebracht diese Vorsicht gewesen, zeigte der Inhalt dieser geheimen Mitteilung.

„Die Angelegenheit wird immer rätselhafter. Mein Kollege Lemke, der seit heute morgen das Haus in der Werterstraße über-

das betreffende Gebäude verließ. Heiderfen ist also überhaupt nicht verreist gewesen, sondern dürfte sich in der Wohnung Ewald Fiedlers verborgen gehalten haben. Lemke verfolgte ihn und stellte so fest, daß H. nach vielen Kreuz- und Quersfahrten, die wieder nur den Zweck gehabt haben dürften, einen eventuellen Spion irrezuführen, in einer Drogerie im äußersten Norden Berlins ein größeres Quantum Chlorkalk kaufte, welches er sich gut verpacken ließ und das er dann nach kurzem Aufenthalt in einer Konditorei mit nach der Berterstraße nahm, von wo er nach abermaligem halbstündigen Besuch bei Ewald Fiedler in seine Wohnung in der Philippstraße zurückkehrte, und zwar mit dem Koffer, den er gestern früh beim Antritt seiner angeblichen Reise trug. Ich selbst bemerkte Heiderfen gegen ein Uhr nachmittags, als er in sein Haus schlüpfte, von meinem Posten aus, den ich vorläufig in der Verkleidung eines Malers bezogen habe. Mit den zuständigen Stellen ist alles ins Reine gebracht, so daß ich ungestört gut zwei Wochen an dem Plakat für die Zigarettenfabrik herumpinkeln kann, ohne irgendwie aufzufallen. — Geben Sie acht, ob zwischen Heiderfen und Fiedler ein besonders lebhafter Verkehr in Ihrem Hause stattfindet. — Schaper."

Heiderfen also bereits wieder daheim!

Dieses Bewußtsein ließ in Matra fast augenblicklich abermals dieses unbehagliche Gefühl zur Entstehung gelangen, als ob ein Augenpaar unausgesetzt jede seiner Bewegungen verfolgte. Einer inneren Eingebung gehorchend, erhob er sich langsam, nachdem er den Zettel unter die Blätter seines Romanmanuskriptes gehoben hatte, und warf unbefangen einen schnellen Blick über die an der linken Seitenwand seines Zimmers hängenden Bilder hin.

Da — kein Zweifel: die Augen des Gemäldes hatten sich bewegt. Matras Herzschlag stockte. Zu gern hätte er nochmals hingesehen. Doch er bezwang sich. Heiderfen durfte nicht argwöhnisch werden — auf keinen Fall! Denn jetzt, wo diese rätselhafte Angelegenheit — mit diesem Ausdruck hatte der Detektiv ja nur zu sehr das Richtige getroffen! — sich immer merkwürdiger gestaltete, war endlich auch des Schriftstellers Interesse wachgeworden und sein Entschluß stand fest, nichts vernachlässigen zu wollen, wodurch man dem Geheimnis dieser beiden seltsamen Menschen auf die Spur kommen konnte.

Die Mitteilung des Detektivs verbrannte er darauf über der auf seinem Nachtschreiben stehenden Kerze, wo der türkische Vorhang ihn vor spähenden Blicken schützte, und zertrieb sogar noch die Asche zu seinem Pulver.

Da es für den täglichen Besuch bei Barnbiels noch zu früh war, begab er sich nun in Begleitung Hektors auf den Hof, in der Erwartung, so vielleicht eine Begegnung mit Heiderfen herbeiführen zu können. Der Hund lief wieder wie am Morgen vergnügt umher, während der Schriftsteller, behaglich seine Zigarre rauchend, im bloßen Kopf auf und ab wanderte. Sehr bald wiederholte sich jedoch auch jetzt dasselbe Spiel wie am Morgen. Hektor widmete sein ausschließliches Interesse dem einen Kellerfenster, wobei er seinen Kopf so weit als möglich in die vergitterte Maueröffnung hineinschob, winselnde Töne ausließ und sich seine Rüdenhaare zu einer völligen Bürste sträubten. Als Matra das Tier nach einer guten Weile am Halsband fortzuziehen suchte, stemmte der Wolfshund sich mit aller Kraft dagegen und ließ sogar ein drohendes Knurren hören, bis ihn ein leichter Schlag mit der flachen Hand wieder zur Ruhe brachte. Der Schriftsteller hatte sich bei dieser Gelegenheit etwas tiefer herabgebogen und spürte nun deutlich einen scharfen Geruch von Chlorkalk, der der Kelleröffnung entströmte.

Chlorkalk! — In demselben Moment dachte Matra auch schon an Schapers Mitteilung. Chlorkalk hatte Heiderfen ja heute nachmittag gekauft! — Und jetzt hier dieser intensive Geruch, der ihm am Morgen doch sicherlich auch schon aufgefallen wäre! Was hatte das nun wieder zu bedeuten?! — Sehr nachdenklich kehrte er in sein Zimmer zurück, holte seinen Rod hervor und zog sich um, da er von Barnbiels direkt nach Wannsee hinauszufahren gedachte.

Sechs Uhr war's. Da tat sich die Tür des Bibliothekszimmers auf und Baroness Ja erschien mit einer mächtigen Schlittenglocke in der Hand, die sie jetzt feierlich wie ein Chortnabe das Weihrauchgefäß hin und her schwang.

Entsetzt hielten Matra und Heinz von Barnbiel sich die Ohren zu. „Erbarmung!“ flehte der Schriftsteller in komischer Verzweiflung.

Da verstummte die Glocke. Die kleine Baroness aber machte Matra einen tiefen Knix.

„Das Auto steht zur Fahrt nach Wannsee für uns bereit“, jagte sie feierlich.

Bert Matra horchte hoch auf. Für uns — ? Dieß das etwa... Erst jetzt gewahrte er, daß Ja sich in großer Toilette befand... Kein Zweifel also...

Schnell erhob er sich. „Sie kommen mit zu Borners?“ fragte er, ihr erfreut die Hand zum Gruß entgegenstreckend.

Sie lächelte schallhaft. „Wenn Sie mich mitnehmen, sehr geehrter... Herr... Doktor!“

„Na, und wie gern tut er's!“ meinte Heinz, seine Bücher knallend aufeinander häufend. „Oder zweifelst du daran Schwester? — Ich nicht!“

Die beiden, deren Hände noch immer ineinander ruhten, eröteten wie auf Kommando. Die harmlos-frohe Stimmung war für einen Moment zerstört.

Doch sie kam bald wieder, als das Barnbielsche Auto in schneller Fahrt zwei junge Menschenfinder, denen der Frühling draußen die Herzen mit stillem Sehnen erfüllte, ihrem Ziele entgegenführte.

Nur zu schnell verließ dieses Alleinsein in dem sanft dahingleitenden Wagen.

Hildegard Börner, die ihren Verlobten übermütig hinter sich herzog, eilte der Freundin die Treittreppe hinunter entgegen. Fest hielten die beiden jungen Mädchen sich umschlungen. Und leise, ganz leise flüsterte „Frau Hadwig“ der anderen zu: „Alles ist gut, Ja — alles. Sein Geheimnis war sein märchenhafter Reichtum.“

Bornemann, der inzwischen Matra begrüßt hatte, räusperte sich jetzt leise.

„Gnädigste Baroness — ich werde eifersüchtig!“

Ja gab die glückliche Braut frei.

„Und ich bin es schon — auf Sie, Herr Bornemann!“ meinte sie schmollend. „Noch vor drei Tagen hatte ich Hildegard ganz für mich allein, und jetzt — jetzt sind Sie für meine angebetete Frau Hadwig die Hauptperson geworden!“

Der Millionär protestierte.

„Geworden! Das stimmt nicht! Seit beinahe zwei Jahren bin ich's! — Hab' ich recht, Liebling?“

Bert Matra wurde es warm ums Herz beim Anblick dieser frohen Menschen, denen man das jubelnde Glüd aus den Augen ablas. Und dies Gefühl hielt an. Was war doch auch der alte Herr Börner für ein prächtiger Mensch! Wie konnte der erzählen von seinen Bienenstöcken, die er daheim gepflegt und die er jetzt hier an sonniger Stelle ebenfalls wieder aufgestellt hatte. Ein tiefes Gemüt, Liebe zur Natur, Zufriedenheit und Dankbarkeit sprachen aus jedem seiner Worte. Und wie schnell hatte sich auch die bescheidene Lehrerin aus dem kleinen Fischerdorf mit angeborenem Takt und einer fein beobachtenden Weltflugsucht in die veränderten Verhältnisse hineingefunden, wie leuchteten ihre Augen vor mütterlichem Stolz, wenn sie das Brautpaar betrachtete, das einander kaum von der Seite wich.

Wie im Fluge eilten die Stunden dahin. Und als Baroness Ja dann mit den beiden Herren in Bornemanns Auto saß, das sie nach Berlin zurückbrachte, da machte der „kleine Wildspul“ auf seine Art seinem übervollen Herzen Luft.

„Nicht wahr, Herr Doktor, — die Wannsee-Villa Ihres Freundes müßte man ‚Insel der Seligen‘ nennen! Selten habe ich einen Abend in einem Kreise so harmonischer Menschen verlebt wie heute, — Tatsache!“

Bornemann sagte nichts. Nur die Hand streckte er ihr hin und umfaßte ihre Finger mit festem Drud.

Bert Matra langte gegen ein halb elf Uhr daheim an. Hektor der geduldig seines Pflgeherrn Heimkehr erwartet hatte, wurde nun zunächst noch eine Weile in der Philippstraße spazieren geführt.

Dann machte der Schriftsteller es sich bequem. Gerade als er sich an den Schreibtisch setzen wollte, um noch das letzte Romankapitel durchzutorrigieren, hörte er im Hausflur Schritte, die sich seiner Tür näherten. — Hektor, der mitten im Zimmer gelegen und geschlafen hatte, richtete sich knurrend hoch.

Dann klopfte es. Der Schriftsteller stand schnell auf, schol den Kiegel zurück und öffnete. Es war Thomas van Heiderfen: „Guten Abend, Herr Doktor. — Störe ich?“

Der Wolfshund, der sich vorgedrängt hatte, bechnupperte den Alten nach Hundeart, wurde aber mit einem energischen „Rusch dich, Hektor!“ von Matra in eine Ecke gewiesen.

„Keineswegs, Herr van Heiderfen“, beillte sich der Schriftsteller dann in liebenswürdigstem Ton zu erklären. „Bitte, treten Sie doch näher. Der Hund ist ganz ungefährlich. Ein Freund der verreist ist, hat ihn mir für einige Zeit zur Pflege übergeben.“

„Oh, ich fürchte mich nicht vor Hunden, Herr Doktor“, meinte Heiderfen lächelnd. „Ich habe mir selbst früher einen Boxer gehalten, als ich noch in Köln wohnte.“ — Dabei schaute er sich Hektor, der vor dem einen Fenster lag, prüfend an.

„Ein selten schönes Tier, wirklich“, lobte er sachverständig. „Der Kopf ist geradezu prächtig. Schade, daß der Hund Ihnen nicht gehört, Herr Doktor. So einen vierbeinigen Wächter könnten wir hier sehr gut brauchen.“

"Du, Alexis? Du willst mir die Schriftstücke verschaffen?"
"Ich will und werde es", erwiderte Mentschikow.

Das Palais des schwedischen Gesandten lag in völliges Dunkel gehüllt, als sich die Haustür öffnete und ein in einen Pelz gehüllter Mann heraustrat, der eilig in einen gegenüberliegenden Brantweinladen schritt. Dieser Mann war der Diener der Gesandtschaft, und da er nach Einholung des Brantweins sogleich zurückzukehren beabsichtigte, ließ er die Tür des Gesandtschaftshotels halb offen. Da löste sich aus dem Schatten der Häuser eine schwächliche Gestalt, die wie der Blitz in die halboffene Tür hineinschoß. Es war Mentschikow, der eine günstige Gelegenheit abgewartet hatte und sie jetzt benutzte.

Leise herumhüschend, sich in Nischen und hinter Türvorhängen verbergend, sobald er Schritte hörte oder einen Lichtschimmer bemerkte, begann er Zimmer für Zimmer abzusuchen. Endlich nahm er mit Genugtuung wahr, daß er sich in den Bureaus der Gesandtschaft befand, und alle diese Räume durchschreitend, gelangte er endlich in ein großes Zimmer, das er an seiner Ausstattung als den Arbeitsraum des Gesandten erkannte.

Freilich begann jetzt für ihn erst die größte Schwierigkeit, die richtigen Papiere herauszufinden, die der Zar ihm genau bezeichnet hatte. — Dreist zündete Mentschikow die auf dem Schreibtische befindliche Lampe an, nachdem er sich versichert hatte, daß die Fensterläden dicht geschlossen waren und nicht den geringsten Lichtstrahl hindurchließen.

Eine halbe Stunde hatte er bereits vergebens gesucht, als er plötzlich zu seinem Schrecken die Eingangstür zu den Bureaus öffnen hörte und gleich darauf Schritte vernahm, welche sich seinem Aufenthalt näherten. Der Schrecken lähmte ihn aber nicht länger als einen Augenblick. An ein Verstecken war nicht zu denken, da der Eintretende den Lichtschimmer bemerkt haben mußte, denn der Page hatte verabsäumt, die Tür des Gesandtenzimmers zu schließen. Freilich hätte er sich noch bequem retten können, indem er rasch das Fenster und die Läden öffnete und in den Garten hinabsprang. Aber Mentschikow war fest entschlossen, sich lieber als Dieb verhaften zu lassen, ehe er unverrichteter Sache zu seinem Herrn zurückkehrte.

In dieser Lage faßte er einen verzweifeltsten Entschluß. Er warf Mantel und Pelzmütze unter den Tisch, schlüpfte in den großen, geblumten Schlafrock, der an der Wand hing, und legte das Sammetkissen des alten Gesandten auf.

Es war ein Diener, der die Bureauräume betreten hatte. Mit Bestreben nahm er wahr, daß das Zimmer des Gesandten erleuchtet war. Als er aber von der Schwelle eines der Bureaus aus die Gestalt in dem bekannten Schlafrock und Kissen bemerkte — zu Mentschikows Glück war der Gesandte ebenfalls klein und hager —, da lehnte der Diener bestürzt um, indem er für sich murmelte: "Erzellenz ist schon zu Hause bei der Arbeit und wünscht wahrscheinlich nicht gestört zu werden."

Wenige Minuten, nachdem der Diener die Räume verlassen hatte, fand Mentschikow die gesuchten Schriftstücke, die er zu sich hiedte. Dann schlüpfte er wieder in seinen Mantel, blies die Lampe aus und ließ sich in den Garten hinab.

Die Freude des Zaren über die gewünschten Briefe war unbeschreiblich. Mentschikow war seit dieser Zeit sein erklärter Gästling und mußte nicht nur wie bisher tagsüber um ihn sein, sondern auch in seinem Schlafzimmer schlafen.

Den Gipfel der kaiserlichen Gunst erklimmte Mentschikow einige Jahre später, als er die Verschwörung des Fürsten Arnika dem Zaren verriet. Seitdem stieg er schnell zu den höchsten Ehrenstellen empor.

Unbeachtete Reichtümer.

Eine zeitgemäße Plauderei von Alfred Wello.

(Nachdem verboten.)

"Wenn ich reich wäre!" Wer hätte nicht schon diesen Stoßseufzer getan, um seinen nicht erfüllten Wünschen Ausdruck zu verleihen? Aber Reichtum läßt sich nicht erzwingen. Er will erarbeitet und erpart sein. Das Geld, das man sich erübrigt, ist freilich nutzlos, wenn es nicht weiter arbeitet, sei es in Form von Zinsen oder in neuen geschäftlichen Unternehmungen. Ein in vielen tüchtigen Menschen wohnender Reichtum, ihr Verstandes- und Charakterkapital nämlich, wird übrigens, wie nebenbei bemerkt sei, nur selten richtig geschätzt. Was heißt überhaupt reich sein? Dem einen sind 1000 Mark ein Vermögen, weil er sich sie mühsam Groschen um Groschen gespart hat, dem anderen ist das Zehn- und Hundertfache eine Kleinigkeit. Wer jedoch all die Reichtümer, die täglich achtlos fortgeworfen werden, ansammeln möchte, um sie wieder zu veräußern, er würde über Nacht zum Millionär werden. Wie viele Kleinigkeiten werden

schon im täglichen Haushalt beiseite geworfen, um entweder in den Küchenofen oder hinunter in den Müllkasten zu kommen.

Da hat es im ersten Stod bei Geheimrats eine ganz besonders reichhaltige Mahlzeit gegeben. Die ordnungsliebende Köchin hat die leeren Spargel-, Konserven- und Sardinenbüchsen auch gleich dem Müllschachtel anvertraut. Was soll man mit diesem Blechzeug anfangen? Der Müllmann freilich hat für hunderterlei Dinge, die er im Schutt und Staub findet, Verwendung. Zuerst kommt alles in den großen Sad, und daheim wird nun verlesen. Knochen und Lumpenzeug, Papier, Emaille, Eisen usw. Bleiben wir zunächst bei den Konservenbüchsen. Millionen von ihnen werden alljährlich fortgeworfen, aber jede dieser Büchsen enthält fünf Gramm reines Zinn. Das bedeutet bei nur einer Million Konservenbüchsen einen Zinnwert von 20 000 Mark!

Ähnlich verhält es sich mit den blechernen Zigarettenschachteln. Wir können annehmen, daß jeden Tag an hunderttausend solcher Zigarettenschachteln ein Ende bereitet wird. Auch hier ist es der Lumpensammler, der sie irgendwo aufliest und verwertet. Diese Blech-Zigarettenschachtel hat einen Durchschnittswert des Selbstkostenpreises von drei Pfennigen. Täglich gibt das bei 100 000 Stüd einen Verlust von insgesamt 3000 Mark. Auf das Jahr gerechnet also ein Vermögen von einer Million und 95000 Mark. Ganz ebenso liegen die Dinge hinsichtlich Stanniolpapiers, Flaschenhüllen und Flaschenorken. Stanniol ist ein sehr gesuchter Handelsartikel und bringt alljährlich ein Vermögen ein. Aber wenn die schöne Leserin dieser Zeilen ihre Tafel Schokolade verweilt, dann wird sie meist das Stanniolpapier zusammenknüllen, um es hierauf hübsch säuberlich in den Papiertorb zu tun. Stahlfedern sind, wenn sie abgeschrieben, auch ein nutzloser Gegenstand. Es wird überall so fleißig jeden Tag geschrieben, daß täglich mehr als eine Million Stahlfedern unbrauchbar werden. Haben sich je viele Leute die geringe Mühe gemacht, diese Federn in ein Kästchen zu sammeln?

Die Hausfrau weiß, daß ihr der Verkauf von Zeitungspapier stets einige Pfennige einbringt. — Genau so haben aber auch die anderen als wertlos fortgeworfenen Gegenstände ihren Wert, sobald sie in großen Mengen zum Verkauf gelangen, und es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß hier ungeahnte Reichtümer schlummern. Wäre das nicht der Fall, so würden die Lumpensammler nicht regelmäßig in allen Herrschaftshäusern Nachfrage danach halten. Wir selbst können uns allerdings durch solche Dinge keinen Reichtum schaffen, denn sie bringen nur in großen Mengen verkauft Geld ein.

Nichtsdestoweniger dürfte es nicht ohne Interesse sein, darauf hingewiesen zu haben, welche unverhältnismäßig große Summen unbeachtet in unser aller Nähe und gerade dort liegen, wo man sie am wenigsten vermuten würde: im Schutt und Müll, Kehrichtsack und Abfallgrube. Wie sagte doch jener römische Kaiser? „Non olet“, es riecht nicht, für den nämlich, der es in bares Geld umzumünzen weiß.

Fürs Haus

Häkelspitze mit Torpedolitze.

Sehr beliebt ist neuerdings Häkelspitze und Einsatz an Torpedolitze zu fügen. Unser Bild gibt ein besonders hübsches Muster in der Art wieder und bildet eine Spitze, die sich sehr gut als Aufsatz für Beinkleider eignet, ebenso als Schmund für Decken, Vorhänge usw. Sie ist mit Häkelgarn Nr. 60 in folgender Weise gearbeitet: Zuerst wird der innere Ring gehäkelt, indem man 8 Luftmaschen zum Ring schloß, in diesen 24 feste Maschen.

Dann nimmt man die Rige und häkelt 3 feste Maschen in die Mitte der Rige; wenden und nach dem Ring hinübergreifen, 1 feste Masche in die dritte feste Masche des Rings. Dies achtmal wiederholen, bis der Stern fertig ist. Man befestigt den Faden. Dann häkelt man die äußere Umrahmung: 7 feste Maschen in die obere Rippe der Rige, 7 Luftmaschen, 1 feste Masche in die Mitte der Rige, 3 Luftmaschen, 1 feste Masche in die nächste Rade usw. Zweite Tour: 7 feste Maschen auf die der vorhergehenden Reihe, 5 Luftmaschen, 1 Kreuzstäbchen und wieder 5 Luftmaschen. Dritte Tour: 5 Doppelstäbchen, dazwischen je 1 Pikot (aus 4 Luftmaschen bestehend) in die vierte feste Masche der vorhergehenden Reihe, 3 Luftmaschen, 1 feste Masche in die unteren Luftmaschen. Bei der letzten Tour werden die einzelnen Sterne miteinander verbunden und oben die Verbindungsbrücke hergestellt. Dieselbe besteht aus 7 Luftmaschen, auf die beim Zurückgehen 14 feste Maschen, in der Mitte mit 3 Pikots, gehäkelt werden. Zum Schluß entsteht der obere Stäbchenrand, der zum Annähen dient. Bei der ersten Laufstour



den Saal verlassen, doch er verabschiedete sich mit ungewohnter Hast, versprach allerdings, am Abend nochmals wiederkommen.

Mit erneuter Wucht stürmten dann die gewaltig zurückgedrängten Gedanken auf sie ein. Wie wilde Tiere fielen sie die einsame Frau an, die wehrlos ihnen preisgegeben war. Hatte sie etwas veräumt an dem Leben eines der in ihren Schutz Gegebenen? Hatte sie doch dem Drängen des jungen Arztes nachgeben und so gleich den Geheimrat holen lassen sollen? Aber mußte denn immer das Allerhöchste von ihr verlangt werden?

Geheimrat Mertens hatte ihrem Gatten einst schwere Kränkungen zugefügt, die der Verstorbene sich so zu Herzen genommen hatte, daß sie seinen frühen Tod darauf zurückführen zu müssen glaubte. Sie würde eher auf ihren Wunsch, in ihrem Hause ein Lazarett einzurichten, verzichtet haben, als daß sie sich mit dem Gedanken, ihm die Oberleitung zu übertragen, vertraut gemacht hätte.

Aber ohne große Schwierigkeiten war es ihr gelungen, den allerdings noch sehr jungen Dr. Friedrichsen, der die Vertretung für einen emmerfusen Kollegen übernommen hatte, dafür zu gewinnen. Monatelang war alles gut gegangen. Nie hatte Maria von Ritter eine gesegnetere Zeit erlebt, als in den beglückenden Arbeiten für die tapferen jungen Helden, die ihre Aufopferung mit begeisteter Dankbarkeit lohnten.

Und nun dies! Ein untrügliches Gefühl sagte ihr, daß es schlecht um den Kranken stand, aber noch bäumte alles in ihr sich gegen die Vorstellung auf, daß sie den Arzt, den sie als Menschen haßte, rufen lassen sollte. Verzweifelt preßte sie die Hände vor die Augen. Die frühe Dunkelheit war so schnell herabgesunken, daß sie Ecken und Winkel des hohen Gemaches füllte: sie achtete nicht darauf. Einmal war es ihr, als höre sie das Auto wieder zurückkommen — sie rührte sich nicht. Stunden waren vergangen, als an die Tür geklopft wurde. Erichsdorfen fuhr Maria von Ritter zusammen. Sie wollte aufspringen, um das elektrische Licht einzuschalten, aber ihre Füße verlagten den Dienst. Stand nicht dort hinten am Ende des Zimmers eine verhüllte Gestalt? Ihr Herz setzte aus vor Schrecken, regungslos sah sie und starrte die Erscheinung an.

Die Türe wurde leise von draußen geöffnet. Ein breiter Lichtstrahl quoll herein und hob den Kleiderständer, den sie sich erst heute dort in die Ecke hatte stellen lassen, grell hervor. Wie hatten ihre Nerven ihr solchen Streich spielen können?

Sie erhob sich und trat dem Eintretenden einige Schritte entgegen. Aber ihr Herzschlag stockte aufs neue, als ihre anfänglich geblendeten Augen den Oberwärter erkannten.

„Wie steht's?“ fragte sie tonlos. Der Mann suchte die Achseln: „Es ist noch alles wie vorher; Herr Dr. Friedrichsen läßt sich entschuldigen, er mußte eilig fort.“

Die Hände waren ihr eisig geworden. Sie glaubte zu verstehen, warum der junge Arzt sich nicht mehr sehen lassen mochte. Er konnte es nicht billigen, daß sie nicht imstande war, die Person von der Sache zu trennen. Er war jung und wußte nicht, was es heißt, sein LiebsteS hingeben zu müssen. . . In den langen, einsamen Abendstunden kamen die Gedanken mit unerbittlicher Gewalt immer wieder, die ihr zuraunen wollten, sie hätte vielleicht doch ihre Pflicht veräumt. Wenn der Mann doch zu retten war, und das blühende Leben jenseit dahin durch ihre Schuld? Es war nicht auszuwenden. . . Frau von Ritter verbrachte eine furchtbare Nacht, deren Spuren noch auf ihrem schönen blassen Gesicht lagen, als sie am andern Morgen den Besuch des jungen Arztes empfing.

Auch sein sonst so heiteres Antlitz war bleich, und seine Stimme bebte vor Erregung, als er, ohne den Stuhl, den sie ihm bot, anzunehmen, sagte: „Ich möchte Sie bitten, mich von meiner Verpflichtung für Ihr Lazarett zu entheben, gnädige Frau —“

Sie wich erschrocken einen Schritt zurück. „Voronski — ist er tot?“ stammelte sie fassungslos. Sie schlug die Hände vor das Gesicht, sie wagte ihn nicht anzusehen. „Daß ich so furchtbar bestraft werde für meinen Starrsinn!“ stöhnte sie bebend.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau“, sagte Dr. Friedrichsen betroffen, „ich komme, um Sie um Verzeihung zu bitten, und statt dessen klagen Sie sich an.“

Sie hatte nach seinen ersten Worten die Hände sinken lassen. „So ist er nicht tot? O, sagen Sie schnell — ich habe nicht zu fragen gewagt.“

„Gott sei Dank, nein“, lächelte der junge Arzt, „er lebt, aber ich habe hinter Ihrem Rücken Herrn Geheimrat Mertens geholt — die Verantwortung war auch Dr. Ferber zu groß.“ Friedrichsen hielt einen Augenblick inne, da aber die Baronin ihn nun gespannt ansah, fuhr er verlegen fort: „Natürlich bin ich mir durchaus bewußt, mir Ihren Unwillen zugezogen zu haben. Darum bitte ich um meine Entlassung.“

Die Baronin schien erst jetzt zu verstehen.

„O nein“, sagte sie, „ich bin Ihnen dankbar — wie sehr, das kann ich Ihnen überhaupt nicht sagen! Ich hätte es nie überwinden können, wenn der Mann durch meine Schuld gestorben wäre.“ „Das ist es gerade“, brachte Friedrichsen verlegen heraus. „Es war gar nicht so schlimm — eine tüchtige Erkältung, meinte der Geheimrat — und ich habe Ihnen solche Aufregung bereitet! Verzeihen Sie mir.“

Frau von Ritter streckte ihm herzlich die Hand hin: „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, nur zu danken“, sagte sie weich. „Mit dem losbaren Leben unserer tapferen Soldaten können wir gar nicht vorsichtig genug umgehen, und es darf uns kein Opfer zu schwer sein. Ich werde heute noch an Herrn Geheimrat Mertens schreiben und ihn bitten, daß er in ernsteren Fällen Ihnen zur Seite steht.“

Der junge Arzt neigte sich tief über die Hand der Baronin.

„Das ist groß von Ihnen“, murmelte er bewegt.

„Nur meine Pflicht“, sagte sie, „das habe ich heute nacht eingesehen.“

Die entwendeten Briefe.

Geschichtliche Skizze von Fritz Dörle. (Nachdruck verb.)

Allgemein bekannt sind die Anfänge des Fürsten Mentischow, des berühmten Günstlings Peter des Großen, als Austräger eines Pastetenbäckers. Als der junge Zar einst vom Fenster des Schlosshofes herab hörte, wie der blonde Junge mit heller Stimme sein Gebäck anpries, und als er bemerkte, wie der kleine Pastetenverkäufer auf die Redereien der Soldaten muntere und schlagfertige Antworten zu geben wußte, die den Zaren sehr amüsierten, ließ er ihn zu sich rufen, und der Junge zögerte keinen Augenblick, dem betretenen Pateien durch die prächtigen Räume des Schlosses nach dem Zimmer des Zaren zu folgen.

Als der Bäckerjunge auch im Gespräch mit dem Zaren seine Geistesgegenwart keinen Augenblick verlor, fragte ihn der Herrscher, ob er einen Wunsch habe, er solle ihm sogleich gewährt werden. Ned bat der so Begnadete, in die Reihen der kaiserlichen Pagen aufgenommen zu werden, und obgleich dies gegen jedes Herkommen war, da nur Angehörige des hohen Adels in das Pagentorps aufgenommen wurden, veranlaßte der Zar sofort die Aufnahme und bestimmte den Pagen Mentischow zu seinem persönlichen Diener.

Eines Tages stand der neue Page an einem Fenster des Saales, in welchem der Zar seinen höheren Beamten Audienzen zu erteilen pflegte. Da er von einer Portiere halb verdeckt war, wurde er von dem in Gesellschaft des Polizeiministers eintretenden Zaren nicht bemerkt, und ehe Mentischow sich noch bemerkbar machen konnte, hatte der Zar bereits zu sprechen begonnen:

„Es ist eine Sache von äußerster Wichtigkeit. Der Krieg mit Schweden ist unvermeidlich. Gestern beobachtete ich den schwedischen Gesandten auf dem Hofball. Er wurde plötzlich abberufen und nahm in einem Vorzimmer Briefe in Empfang, die ihm von einem solchen angelangten Kurier übergeben wurden. Von diesen Papierten hängen meine nächsten Entschlüsse ab — ich muß sie haben —, selbstverständlich ohne Anwendung von Gewalt.“

„Ew. Majestät, ich verstehe mich eigentlich mehr auf die Entdeckung als auf die Ausführung solcher Sachen. Jedoch werde ich sofort ans Werk gehen. Wieviel Zeit gewähren mir Ew. Majestät?“

„Wieviel? Gar keine Zeit! Heute findet ein großer Ball bei dem französischen Gesandten statt. Der schwedische Botschafter wird ebenfalls zugegen sein, das habe ich bereits in Erfahrung gebracht. Dem Programm gemäß soll er nämlich als Doge die Polonäse eröffnen und leiten. Die Dienerschaft des Gesandten wird sich seine Abwesenheit wohl zunutze machen, um ebenfalls ihrem Vergnügen nachzugehen, und dann — Sie verstehen?“

„Zu Befehl, Majestät! Immerhin werden genug Leute zur Bewachung des Gesandtschaftspalais zurückbleiben“, wagte der Beamte einzurufen.

„Nun, selbstverständlich“, brannte der Zar auf, „wenn die Sache ein bloßer Spaziergang wäre, würde ich's selbst machen.“

„Majestät verzeihen, ein solches Unternehmen muß vorbereitet werden. Wir haben keine Kenntnis von der Lage der einzelnen Zimmer im Palast, auch wüßte ich augenblicklich niemand unter meinen Untergebenen —“

„Gut, gut“, rief der Zar, vor Zorn mit dem Fuße stampfend, „dann muß man eben die Sache aufgeben. Du aber bist von heute ab als Polizeiminister abgesetzt.“

Der also Gemahregelte wollte sich eben, dem Wink des kaiserlichen Armes folgend, mit schlotternden Knien entfernen, als sich plötzlich der von beiden bisher nicht bemerkte Page dem Zaren zu Füßen warf.

„Ich werde es ausführen, Väterchen.“

Dann blickte er nach Matras Schreibtisch hin, wo die Manuscriptblätter auf der Platte ausgebreitet waren.

„Ich sehe, Sie haben gearbeitet. Ich will Sie nicht aufhalten“, sagte er. „Wir können ja ein andermal miteinander plaudern.“ „Aber bitte — bleiben Sie doch“, bat Matra abermals. „Ich bin heute nicht in Stimmung. Da schafft es doch nicht. — Nehmen Sie Platz, Herr van Heiderßen.“

Doch dieser wehrte ab.

„Wenn Sie tatsächlich Zeit haben, Herr Doktor, so seien Sie doch für eine Stunde mein Gast. Ich habe drüben bei mir noch einige Flaschen eines sehr bekömmlichen Rotweins, auch eine Zigarre, die sich rauchen läßt. Und dann möchte ich Ihnen doch auch einmal meine Wohnung zeigen.“

Matra nahm mit Dank an. Und so schritten sie denn durch den Hausflur auf die offenstehende Tür des Zimmers zu, das neben dem des Schriftstellers lag. — Es war hell erleuchtet. Die elektrische Krone mit ihren sechs Birnen bestrahlte den Raum bis in den entferntesten Winkel.

„Mein Salon“, meinte Heiderßen ironisch. „Die Möbel sind alt, der Teppich ist alt, aber behaglich ist's hier trotzdem.“

Matra konnte dem nur beipflichten. Das Zimmer machte wirklich einen gemüthlichen Eindruck. Auf dem Mittelstück standen neben einigen Flaschen Wein zwei feingeschliffene, alttümliche Gläser und ein Kistchen Zigarren. Heiderßen war auf den Besuch des Schriftstellers also schon vorbereitet. Unwillkürlich hatte dieser, als er sich in dem Räume umfah, auch die Wand gemustert, die nach seinem eigenen Zimmer zu lag. Und da bemerkte er genau in derselben Stelle wie im Nebentraume, ein gleich großes Gemälde, das eine Frau in der Tracht längst vergangener Zeiten darstellte. Doch ein weitergehendes Interesse für das Bild verriet er vorsichtigerweise nicht.

„So, Herr Doktor, und nun wollen wir zunächst noch meine übrigen Staatsgemächer in Augenschein nehmen“, bat Heiderßen, indem er über den Gang auf die gegenüberliegende Tür zuging.

„Hier — mein Wohn- und Schlafzimmer. Wie Sie sehen — noch bescheidener als der Salon. Daran schließt sich der Schlafraum, bitte. Dort in der Ecke steht das teuerste Möbel meiner gesamten Einrichtung, ein modernes Panzerspind. Was es enthält, sollen Sie nachher erfahren. — Schließlich noch meine Werkstatt, deren Fenster nach dem Hof hinausgehen und mir für meine gelegentliche Arbeit tadelloses Licht spenden. Ich fertige nämlich in meinen Ruhestunden mechanische Spielzeuge an, die ich dann an Fabrikanten zum Massenvertrieb verkaufe.“

Dabei wies er auf einen mit Werkzeugen aller Art bedeckten festen Holztisch, der vor einem der Fenster aufgestellt war. Daneben hatte eine Drehbank Platz gefunden, wie sie von Mechanikern gebraucht wird.

„Was sind Sie eigentlich von Hause aus, Herr van Heiderßen?“ fragte Matra ziemlich gleichgültig, indem er das Modell eines mit einem Uhrwerk versehenen Flugapparates vom Tische nahm und eingehend besichtigte.

„Diamantenhändler, Herr Doktor — ein Gewerbe, das mein Bruder Alexander noch heute ausübt“, entgegnete der Alte.

Matra spielte sehr geschickt den Ubertaschten. „Donnerwetter — da haben Sie ja mit dem Kostbarsten gehandelt, was die Erde kennt“, meinte er mit ehrfurchtsvollem Staunen.

Heiderßen nickte. „Allerdings. Und dort das stählerne Ungetüm von Geldschrank in meinem Schlafzimmer birgt noch einige Erinnerungen an jene Zeit, wo ich auf allen Diamantenmärkten zu finden war, bald in Kimberley in Südafrika, bald in Venarés in Indien, dann wieder in Amsterdam, London oder Paris. Ich sagte ja schon, Herr Doktor — ich kenne so ziemlich die ganze Welt. — Doch nun zurück in meinen Salon. Der Rotwein wartet.“

Die Rauschauer Auslese war gut, das merkte Matra nach dem ersten Schluck. Auch die Zigarre mit dem grünbraunen Deckblatt bewies, daß Heiderßen von derartigen Genüssen etwas verstand.

Die beiden saßen in den alten, steifehningen Plüschsesseln an dem Mittelstück. Aber ihnen strahlte der Kronleuchter in fast zu grellem Licht. — Der junge Schriftsteller war gespannt, auf welches Thema der Alte die Unterhaltung überleiten würde. Denn daß dieser ihn zu einem bestimmten Zweck eingeladen hatte, stand für Matra außer Zweifel.

Heiderßen, der zuerst auf das Wohl seines Gastes getrunken hatte, rauchte behaglich einige Rüge seiner Zigarre, bevor er mit seiner tiefen Stimme begann:

„Ich hatte ursprünglich die Absicht, länger fortzubleiben, als ich gestern morgen verrieste. Aber meine Geschäfte in Halle ließen sich schneller abwickeln, wie anzunehmen war. — Kennen Sie Halle, Herr Doktor?“

Matra dachte: „Lüge nur ruhig, alter Sünder! Ich weiß Bescheid!“ sagte jedoch trotzdem in liebenswürdigster Weise: „Ich habe dort zwei Semester studiert. Sechs Jahre sind's jetzt her.“

„So, so. — Betreiben Sie eigentlich neben Ihrer Schriftstellerei noch einen anderen Beruf?“ forschte Heiderßen, bequem die Beine von sich streckend.

„Nein. Denn den Nachhilfseunterricht, den ich dem Sohne einer bekannten Familie erteile, gebe ich nur aus Gefälligkeit“, erwiderte Matra scheinbar arglos. In Wirklichkeit waren jedoch alle seine Sinne wach. Er fühlte förmlich, daß der Alte sich heute ihm gegenüber noch irgendeine Blöße geben werde.

Heiderßen schweig einen Augenblick und streifte mechanisch die Asche seiner Zigarre am Rand des Bechers ab. Offenbar dachte er scharf nach, worauf der grüblerische Ausdruck seines Gesichtes und die halb zugekniffenen Augen mit ziemlicher Sicherheit deuteten.

„Falls Sie diese Nachhilfestunden einmal nicht mehr erteilen wollen, Herr Doktor, würden Sie dann wohl den Sohn einer bekannten Familie von mir, der gleich Ihnen Philologe ist, an die Herrschaften empfehlen?“ meinte er darauf zögernd. „Es handelt sich um einen sehr strebsamen, aber auch sehr armen jungen Mann, dem ich gern bei seinem Fortkommen behilflich wäre.“

Der Schriftsteller beeilte sich zu versichern, daß er diese Bitte gern erfüllen würde. „Freilich — vorläufig habe ich noch nicht die Absicht, diesen gut bezahlten Posten aufzugeben“, fügte er hinzu.

„Wohl eine reiche Kaufmannsfamilie aus Berlin W?“ warf Heiderßen ein.

Matra stutze. Die Frage klang unsicher, als ob der Alte sich Mühe gab, sein Interesse daran zu verbergen.

„Kaufmannsfamilie?“ — Nein. Ich unterrichte den Sohn des Barons von Barnbiel“, entgegnete er absichtlich mit leisem Lächeln. „Sichtlich des vorhandenen Reichtums dürften die Barnbiels es jedoch selbst mit den begütertesten Herrschaften aus Berlin W aufnehmen. Daher die gute Bezahlung meiner fast mühseligen Tätigkeit.“

„Baron von Barnbiel?“ — Woher kenne ich nur diesen Namen?“ meinte Heiderßen nachsinnend. „Barnbiel — Barnbiel? — hm, in irgendeinem Zusammenhang habe ich ihn noch unlängst gehört.“

„Heißt nicht einer unserer berühmtesten Herrenreiter so?“

„Nicht daß ich wüßte.“ Matra merkte genau: der Alte spielte Komödie und würde sich fraglos sehr bald erinnern, aus welchem Grunde ihm dieses Adelsgeschlecht bekannt war. — Wie richtig der Schriftsteller vermutet hatte, zeigte Heiderßens folgender Ausruf:

„Holla — jetzt habe ich's! Mein Gedächtnis ist mit den Jahren doch etwas schwach geworden. Ich fand da vor einigen Tagen in meinem Schreibtisch eine Zeitung, in die ich alte Briefe eingewickelt hatte. Zufällig überflog ich den Inhalt des aus dem vorigen Oktober stammenden Blattes und entdeckte so einen Bericht, der ganz eingehend den Diebstahl einer einem Adligen gehörigen Edelsteinsammlung schilderte. Und dieser Adlige hieß, wenn ich mich nicht sehr irre, Baron von Barnbiel. — Ich will Ihnen auch erklären, Herr Doktor, weshalb diese Notiz mich so lebhaft interessierte. Ich gebe Ihnen mit dem, was ich Ihnen jetzt mitteilen will, einen Beweis meines großen Vertrauens. Sie werden bald begreifen, warum. — Ich besitze nämlich ebenfalls eine Edelsteinsammlung, die zwar nicht ganz so wertvoll wie die des Barons von Barnbiel sein mag, immerhin aber von Kennern schon auf dreihundertfünfzigtausend Mark abgeschätzt wurde. Diese Sammlung befindet sich in dem Panzergeldspind, das ich Ihnen vorhin in meinem Schlafzimmer zeigte. Von der Existenz dieser Musterauswahl kostbarer Steine wissen nur wenige Personen etwas, — alte Bekannte von mir, die oft genug meine Sammelvut belächelt haben, da ich früher als Händler stets die wertvollsten Einkäufe, wenn der Stand meiner Finanzen dies zuließ, für mich behielt. Bisher habe ich mich nun nie sonderlich geirrt, daß mein Schatz mir einmal gestohlen werden könnte. Ich hatte ja auch stets alle nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um einen Einbruch bei mir nach Möglichkeit zu verhindern. So auch hier, wo das Panzerspind mit einem geschickt verborgenen Läutewerk versehen ist, welches bei der geringsten unvorschriftsmäßigen Behandlung des Schrankes drei Gloden in Bewegung setzt, die auf die verschiedenen Räume verteilt sind und von denen eine, die größte, hinter dem Spiegel verborgen im Gang angebracht ist. Sollten Sie einmal diese Glode, die einen besonders durchdringenden Ton hat, schrillen hören, Herr Doktor, so können Sie sicher sein, daß hier im Hause irgend etwas nicht in Ordnung ist und mit meinen Edelsteinen Gefahr droht.“

(Fortsetzung folgt.)

Das schwerste Opfer.

Novelle von E. Fricke.

(Nachdruck verboten.)

Im Reservelazarett zu Schloß Eimen herrschte große Erregung. Einer der Verwundeten war schwer erkrankt. Dabei war er schon auf dem Wege der Besserung gewesen. Seine Verwundung war überhaupt nicht schwerer als die der

Kameraden. Der Mittelfinger der linken Hand war ihm durch einen Schrapnellschuß zerstört worden und hatte entfernt werden müssen. Aber die Heilung schien normal zu verlaufen, das Allgemeinbefinden war gut und die Schmerzen gering gewesen, bis vor einigen Tagen eine plötzlich auftretende Steifheit im Handgelenk, die sich bald auch auf andere Gelenke ausdehnte, den jungen Arzt besorgt gemacht hatte.

Der Arzt hatte sich sofort bei der Baronin melden lassen, um ihr den Fall vorzutragen. Sie empfing ihn in dem geräumigen Gartenlaal, der ihr in dieser Zeit als Wohn-, Speise- und Empfangszimmer diente.

„Nun, Herr Doktor, was haben Sie auf dem Herzen?“ fragte sie mit einer leichten Unruhe in der Stimme. Es war gegen alle Gewohnheit, daß Dr. Friedrichsen sich die Zeit nahm, Frau von Ritter einen Besuch zu machen. Er hatte alle Hände voll zu tun, wenn er auf das Schloß kam, das hoch über dem Rhein, an einen Felsen geschmiegt, lag. Aber in der Regel traf er die Baronin bei den Verwundeten, oft tat sie ihm Handreichungen, wenn er die Verbände erneuerte. Die Leute waren glücklich und dankbar für das einzig schöne Quartier, in dem die Erinnerung an die Entbehrungen, die sie in den Schützengräben vor Ipern ausgestanden hatten, wie ein schwerer Traum erschien. Maria von Ritter pries ihren Stern, der sie allen Bedenken zum Trotz — und es gab deren ernste und schwerwiegende — ihr schönes Heim hatte zum Lazarett umgestalten lassen, wenn freilich auch die Sorge für die dreißig Pflegerlinge, die sie freiwillig übernommen hatte, eine Menge Arbeit mit sich brachte.

Dr. Friedrichsen nahm schweigend den Stuhl, den Frau von Ritter ihm durch eine Handbewegung bot.



General de Castelnau,
zum Chef des französischen Generalstabes ernannt.
(Mit Text.)

antwortung nicht allein übernehmen und mir Ihre Erlaubnis ausbitten, daß ich Herrn Geheimrat Mertens zuziehen darf.“

Erregt stand die Baronin auf. „Unmöglich“, rief sie heraus, während sie heftig im Zimmer auf und ab ging. „Göten Sie, wenn Sie wollen, aber nicht Mertens! Was befürchten Sie übrigens? Ist die Steifheit nicht ganz erklärlich, wenn der Arm wochenlang fest umwickelt ist und in der Binde getragen wird?“



Ein kleiner Serbe, der von deutschen Truppen inmitten eines Transportes serbischer Kriegsgefangener eingebracht wurde.

Der postterliche Kleine hatte sich mit den deutschen Soldaten rasch angefreundet.

Sie preßte die Handflächen gegeneinander, wie um sich gewaltsam zur Ruhe zu zwingen.

Der junge Arzt befand sich in einer peinlichen Lage. Er hatte munteln hören, daß eine ernste Feindschaft zwischen dem Geheimrat und Frau von Ritter bestand. Auch war ihm aufgefallen, daß sie die ausdrückliche Bedingung gestellt hatte, daß er die Behandlung in ihrem Lazarett allein übernahm, obwohl Mertens als älterer Arzt reichere Erfahrung hatte und außerdem am Fuß des Schloßbergs wohnte, also halb so weit wie er selbst.

„Ich könnte nur Dr. Ferber holen, aber der wohnt in Herxert — und ist kaum einige Jahre älter als ich“, sagte er endlich nach langem Nachdenken.

Frau von Ritter hatte an der Türe gestanden, die auf die Altane führte.

Es war ein stürmischer Tag, die Wolken ballten sich am Himmel drohend zusammen, um dann wieder in seltsamen Gestaltungen auseinanderzuschießen. Der Wind jagte die letzten Blüten von den Bäumen; drunten brauste der Rhein. . . Gewaltig riß die Baronin sich von dem Bilde los.

„Sie haben mir noch immer nicht gesagt, was Sie befürchten“, sagte sie, sich dem jungen Arzte wieder zuwendend, gespannt.

Dr. Friedrichsen räusperte sich. Es wurde ihm schwer, das Wort zu formen. „Wundstarrkrampf“, preßte er heraus.

„O —“ erschrocken blühte sie ihn an. Gleich aber sagte sie sich. „Sie sehen zu schwarz, lieber Doktor“, sagte sie. „Der Mann ist seit vier, fünf Wochen in ärztlicher Behandlung. Es ist wohl ausgeschlossen, daß jetzt noch eine derartige Verschlimmerung eintreten sollte.“

„Es kommt vor“, murmelte der junge Arzt unsicher. Er wußte, die Baronin hatte sich ernstlich mit medizinischen Studien befaßt. Sie hatte ihn oftmals in diesen Monaten durch ihr sicheres Urteil überrascht, bis sie ihm gestand, daß sie einen regelrechten Kursus in der Krankenpflege durchgemacht hätte. Vielleicht hatte sie recht, aber die Pflicht gebot, alles Erdenkliche zu tun, um vorzubeugen.

„Herr Geheimrat Mertens könnte in einer Viertelstunde hier sein“, versuchte er nochmals seinen Wunsch nach dem Urteil des erfahrenen Mannes durchzusetzen.

Finstern sah Frau von Ritter auf. — „Nennen Sie seinen Namen nicht“, sagte sie tonlos. „Es ist ganz ausgeschlossen, daß er die Schwelle meines Hauses überschreitet. Aber ich will sofort das Auto für Sie vorsahren lassen. In einer guten Viertelstunde können Sie in Herxert und also in einer halben Stunde wieder hier sein — mit Herrn Dr. Ferber.“

Dr. Friedrichsen sah wohl: hier war nichts zu wollen.

Der Blick hatte mehr noch als die Worte ausgedrückt,



Yuan Shikai, der neue Kaiser von China.
Phot. K. K. & Co., München.



Hafenmole von Port Said mit dem Denkmal Lefseps, Erbauer des Suezkanals.

daß jede Mühe, die Baronin umzustimmen, vergeblich sein würde. — Aber während der rasenden Fahrt auf schlechter, ungepflasterter Straße wollten ihn die Gedanken nicht loslassen: Wenn es nur nicht zu spät wurde, um den prächtigen Menschen zu retten!

Dr. Ferber war zu Hause und sogleich bereit, mitzukommen. Die Nerven des jungen Mediziners fingen an, sich zu beruhigen, da von den zunächst erwarteten Schwierigkeiten keine eintraf. Gewiß, er



General Sarrail. (Mit Text.)

hatte sich unnötigerweise geängstigt.

menarbeiten dieser Wochen sehr schäßen gelernt hatte, schien ihr mühsam den scherzhaften Ton festzuhalten, den die Verwundeten an ihm kannten. Sie wollte ihn ausforschen, als sie miteinander



Gas- und andere Bomben,

wie sie in den Luftkämpfen auf Gallipoli abgeworfen wurden.

unter der heitren Oberfläche ein gespannter Ernst verborgen? Nach Art junger Männer machten sie Scherze mit dem Patienten, der geduldig alles mit sich geschehen ließ. Aber namentlich Friedrichsen, dessen heitere Ruhe sie in dem fröhlichen Zusammenarbeiten dieser Wochen sehr schäßen gelernt hatte, schien ihr mühsam den scherzhaften Ton festzuhalten, den die Verwundeten an ihm kannten. Sie wollte ihn ausforschen, als sie miteinander



Die Kirche in Aubers in Französisch-Flandern.

Der Meinung war auch der Kollege. Doch nahm er alles, was zu einer Einspritzung, die dem befürchteten Krampf vorbeugen sollte, nötig war, mit.

Lachend trat die Baronin den Herren entgegen. „Sehen Sie,“ sagte sie, „ich habe nicht zu viel gesagt, der Wagen ist gut.“

Dr. Friedrichsen stimmte bereitwillig in das Lob ein. Ihm war ein Stein vom Herzen, daß bis dahin alles glatt verlaufen war.

Die Herren fanden den Leidenden noch ganz vergnügt, doch schien es Dr. Friedrichsen, als ob



Totalansicht der Stadt Suez, am Austritt des Kanals in das Rote Meer gelegen.

er ein Zunehmen der Steifheit bemerke. Auch beim Schluden, glaubte er Beschwerden zu haben. Dr. Ferber sagte ein lateinisches Wort zu dem jungen Kollegen. Dann verständigten die Ärzte den Verwundeten, daß sie ihm für alle Fälle eine Einspritzung geben wollten.

Rasch wurden die nötigen Vorkehrungen getroffen. Die Baronin ließ es sich nicht nehmen, selbst hilfreiche Hand zu leisten. Inzwischen beobachtete sie die Gesichter der jungen Ärzte. —

häftelt man auf die Verbindungsbrücke 2 Kreuzstäbchen, indem man 1 Stäbchen aufschlägt, einstricht und zur Hälfte arbeitet. Dann greift man auf den anderen Stern, häftelt wieder ein halbes Stäbchen, schlägt neu auf und arbeitet das Stäbchen zu Ende. Die letzte Reihe besteht aus Stäbchen, immer in die zweite Luftmasche der vorigen Tour. Das Muster nimmt sich auch in stärkerem Garn mit entsprechender Stiche reizend aus.

Unsere Bilder

General de Castelnau, der neue Generalkommandant der französischen Armee. Er steht im 65. Lebensjahr und hat den Krieg 1870/71 als Offizier mitgemacht. Seit 1913 ist er Mitglied des Obersten Kriegsrats.

Yuan-shikai, der neue Kaiser von China. Chinas hervorragendster Staatsmann, der im Jahre 1911 als Retter in der Not zur Niederschlagung der chinesischen Revolution berufen wurde und dann die Präsidentschaft der Republik übernahm, hat jetzt die Kaiserwürde angenommen. Er ist ein Anhänger moderner Reformideen, ein vorzüglicher Organisator und ein zielbewusster Politiker, dem es gelingen dürfte, das Schicksal abzuwenden, das in letzter Zeit drohend über dem Reich der Mitte schwebte.

General Sarrail, Kommandant des französischen Expeditionskorps auf dem Balkan, das vor dem überlegenen Angriff der Bulgaren den Rückzug antreten mußte.

Allerlei

Den Verhältnissen entsprechend. Frau: „Jetzt, im Morgengrauen kommst du heim?“ Und in dieser Verfassung?“ — Mann: „Sei gut, Alte; heut' bin ich mit unterm Bürgermeister Du und Du geworden, und da...“ — Und da mußt' du dich natürlich gleich — be-Du-jeln!“

Die Königin Elisabeth von England besuchte auf einer Reise unter anderem auch das Landhaus ihres berühmten Groß-Siegelbewahrsers Baco. Sie fand daselbe unerwartet klein und unansehnlich. „Ihr Haus ist aber sehr klein, Herr Kanzler!“ meinte sie. — „Gnädigste Königin!“ versetzte Baco, „es ist groß genug für mich, aber Ihre Majestät haben mich zu groß für mein Haus gemacht.“

Beethovens Nachlaß. Als der große Meister der Tonkunst am 26. März 1827 die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen hatte, mußte die gesamte zivilisierte Welt, daß der bedeutendste deutsche Komponist das Zeitliche gesegnet hatte. So wurde sein Leichenbegängnis gleich dem eines Fürsten gewürdigt, sogar die Schulen waren am Nachmittag der Beerdigung geschlossen. Man hätte nun glauben sollen, Beethoven sei infolge seiner Verühmtheit ein vermöglicher Mann gewesen. Aber bei Bezeiten hatte er für seinen leichtfertigen Neffen Karl von Beethoven als dessen Vormund zu sorgen und so mußte der Meister recht sparsam leben, um die Erziehung seines Neffen Karl bestreiten zu können. Honorare, wie man sie heute unseren bedeutendsten Komponisten zahlt, kannte man noch nicht. Während heute den modernen Operettenkomponisten eine mit Beifall aufgenommene Operette gut eine Million einbringt, mußte der geniale Beethoven froh sein, 50 Dukaten für eines seiner Meisterwerke zu empfangen. Er hinterließ bei seinem Tode sieben Bantaktien als sein eigentliches Vermögen, wozu noch 1000 Gulden Honorar aus London eingetroffen waren. In seinem Testament erklärte Beethoven seinen Neffen Karl zu seinem Universalerben. Wörtlich lautete diese Stelle: „Ich zeige durch dieses eigenhändig an, daß ich meinen geliebten Neffen Karl von Beethoven zu meinem Universalerben erkläre, und daß ihm alles ohne Ausnahme, was nur den Namen hat irgendeines Besitzes von mir, nach meinem Tode eigentümlich gehören soll.“ Der gesamte Nachlaß Beethovens wurde auf fast 14 000 M. geschätzt. Hierbei sind seine Manuskripte nicht mit eingerechnet. An Möbeln war wenig vorhanden. Sie wurden, ebenso wie seine Musikinstrumente, zu geringem Preise verkauft. Heute bezahlt man Tausende für Beethovens Mobiliar. Außerdem fanden sich an Kleidungsstücken vor: 2 Frackröcke aus Tuch, 2 Spenzer, 5 Gehröcke und ein Mantel aus blauem Tuch. Dann waren vorhanden 16 Westen, 8 Beinkleider, 2 Hüte, 1 Schlafrock, 6 Schlafhauben und 6 Paar Stiefel. Die gesamten Kleidungsstücke wurden für 50 M. verkauft. Seine Bibliothek befindet sich zum Teil in der Berliner Bibliothek. Sie wurde von dem Meister bei dessen Lebzeiten eifrig gelesen und mit Randbemerkungen versehen. Außer einigen Wörterbüchern sind in der Berliner Bibliothek aus Beethovens Besitz noch erhalten geblieben einige Werke von Goethe und Homers Odyssee. Fünf Bücher nahm die Zensurbehörde nach Beethovens Tode als „verboten“ mit fort. Dabei befand sich auch Scumes „Spaziergang nach Syrakus“. Was Beethoven an Vermögen hinterlassen, war der Bedeutung seines Künstlerturns entsprechend recht gering zu nennen. Dafür hat er der Nachwelt in seinen Werken Schätze von unvergänglichem Werte geschenkt. A. M.



Privates Weinmager: „Ich wech' nich, es is doch zu toll alles lacht und freut sich über mei rote Nase, nur mei Frau findet sie Gefalle dran!“

Werkwändig.

Nadelglanz bleibt jahrelang erhalten, wenn man den Gegenstand zeitweise mit heißem Wasser abwäscht und mit einem reinen Tuch trocken reibt.

Anagramm.

Drei Zeichen nennen dir ein Wort. Es gleicht wohl dem Amen. Sieh einen Laut an andern Ort. Dann zähl's zu Mädchenamen.

Julius Fald.

Rätsel.

Aus einem Frauennamen soll er gelöscht verschwinden; So wird beim neuen Worte man gar häufig Streit auch finden.

Fritz Guggenberger.

Kreuz-Arithmogriph.

1 Ein Konsonant.
2 3 2 7 Ein Monat.
3 5 3 4 4 Eine Landmasse.
4 2 8 4 5 2 6 Anorg.-Naturkörper.
5 2 3 4 5 6 7 8 Ein deutscher Dichter.
6 1 2 6 4 7 8 Österreich. Solbad.
7 4 7 1 4 Eine Art Ordnung.
8 7 8 8 Nebenfluß der Donau.
9 Ein Konsonant.

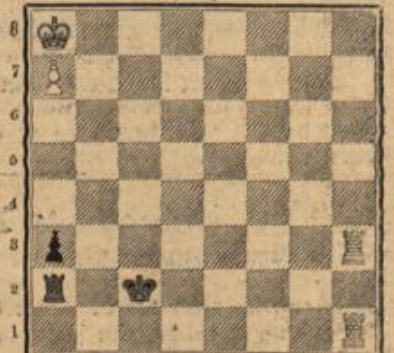
Die sich kreuzenden Mittelreihen ergeben das gleiche.

Karl Reich.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 147.

Von Fehr, W. v. Holzhausen.
(Deutsches Wochenschach.)
Schwarz.



Weiße.

Mat in 4 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silbenrätsels: 1) Bräutling, 2) Gohell, 3) Halsa, 4) How, 5) Labrador, 6) Libora, 7) Mand, 8) Marzha, 9) Gohl, 10) Dolomiten, 11) Edom, 12) Niechle, 13) Kadaber, 14) Marzara, 15) Aargau, 16) Latona, Schilling — Denkmäl auf dem Riebertals. Des Witzrätsels: Wo es drei Heller tun, da werde vier nicht an. Und nicht zwei Worte, wo's mit einem ist getan.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weisser, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Weisser in Stuttgart.